

KATJA BEHRENS

ALLES SEHEN
KOMMT VON
DER SEELE

Die außergewöhnliche
Lebensgeschichte der Helen Keller



GULLIVER

Leseprobe aus: Behrens, Alles Sehen kommt von der Seele, ISBN 978-3-407-74499-9
© 2014 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74499-9>

I

Sie wusste nicht, wie ihre Mutter aussieht. Sie wusste nur, wie sie riecht und wie sie sich anfühlt. Ihre Hände kannten den Körper der Mutter und ihr Körper kannte die Hände der Mutter. Es waren die einzigen, von denen sie sich manchmal liebkosend liebte. Sie kannte die Hände des Vaters und die Hände der Kinderfrau. Sie konnte sie genau unterscheiden, aber sie wusste nicht, dass die einen weiß und die anderen schwarz waren. Sie wusste überhaupt nicht, dass es schwarze und weiße Hände gibt und dass die schwarzen noch bis vor wenigen Jahren Sklavenhände gewesen waren. Sie wusste nichts vom Bürgerkrieg und nichts davon, dass ihr Vater Hauptmann in der Konföderierten Armee gewesen war. Auch nach dem Krieg nannte man ihn weiter Captain Keller. Nur konnte sie es nicht hören. Kein Laut drang an ihr Ohr. Alles ging über ihren Kopf hinweg. Bei Tisch hörte sie nichts von den endlosen Gesprächen über den Krieg. Sie wusste nicht, was ein Gespräch ist. Sie konnte nicht wissen, dass es so etwas gibt, weil sie nicht wusste, dass es Worte gibt. Die wenigen, die sie gelernt hatte, bevor sie blind und taub wurde, hatte sie längst wieder vergessen. Sie hörte nichts von den schauerlichen Lauten, die aus ihrer Kehle kamen, wenn sie

etwas wollte oder nicht wollte. Sie wusste nicht, dass sie einen Namen hatte und alle anderen Menschen im Haus, ihre Brüder, die Köchin, die Mägde, die Stallknechte und Dienstboten, auch einen Namen hatten. Sie wusste nur, wie ihre Körper sich anfühlten und wie sie rochen, und mit der Zeit lernte sie, wo sie zu finden waren.

Sie tastete sich durch das Haus, die Treppe hinauf und hinunter, aber sie wusste nicht, dass das Ding, das aufwärts und abwärts führte, eine Treppe war. Sie kannte nur die Beschaffenheit des Holzes und spürte seine Schwingungen.

Sie wusste, wo die Tür ist, und tastete sich hinaus in den Garten, in dem der Wind lautlos über ihre Wangen strich und kein Vogel sang. Die Hühner gackerten nicht, die Hunde bellten nicht. Es gab nur Düfte und Stacheliges und Weiches und Rundes und Festes. Es gab den Geruch der Schafe auf den Weiden, aber kein Blöken, keine zufrieden kauenden Schafsgesichter. Kein Schweinegrunzen in den Ställen. Stumme Pferde. Kein Rascheln im Stroh, kein Schnauben, und nur die Fingerspitzen kannten die Euter der Kühe.

Sie roch die Milch und fuhr nicht zurück, wenn die Schwänze der Kühe ihr ins Gesicht schlugen. Sie war furchtlos und neugierig und ohne Ruhe, ständig unterwegs, allein oder mit der Tochter der Köchin, die etwas älter war als sie und wie alle anderen erst später einen Namen bekam: Martha Washington. Mit ihr zusammen

formte sie Klöße in der Küche oder drehte die Eismaschine. Manchmal saßen die beiden auch auf den Küchenstufen und fütterten die Puten.

Das Gefühl der pickenden Schnäbel in der Handfläche, mehr nicht. Kein Kollern und nicht das Rot der Fleischklunker. Überhaupt keine Farbe. Keine Farbe und kein Licht. Das Dämmer der Scheune bedeutete ihr nichts. Für sie war es immer und überall dunkel. Tag und Nacht gleich, Heute und Morgen gingen ineinander über, es gab keine Vergangenheit und keine Zukunft.

Helen Keller, geboren am 27. Juni 1880 in Tusculum, Alabama, wusste noch nicht, dass sie vorhanden war. Kein Spiegel warf ihr das eigene Bild zurück. Sie war von allem ausgeschlossen, eingemauert in sich selber.

Später, nachdem Anne Sullivan »das Wunder der Sprache« in ihrer Hand zurückgelassen hatte und sie darüber schrieb, wie das war, in der sprachlosen, der ichlosen Zeit, war ihr das kleine Mädchen von damals so fremd, dass sie nicht »ich« sagen konnte.

Sie schrieb von sich in der dritten Person und nannte sich »Phantom«. »Ich erinnere mich ihrer als eines plumpen, kräftigen, rücksichtslosen und unerschrockenen Wesens.«

Dieses namenlose Wesen, »ein Phantom in einer Nicht-Welt«, wusste nichts mehr davon, dass es eine Zeit gegeben hatte, in der es sehen und hören konnte,

nichts mehr von der Krankheit, ohne die es nicht so viel Leid hätte durchmachen müssen, aber sicher auch nicht weltberühmt geworden wäre als eine der mutigsten, tapfersten und klügsten Frauen, die je gelebt haben.

Wahrscheinlich war es eine Hirnhautentzündung. Sie war neunzehn Monate alt und dem Tode nah gewesen. Sie hatte überlebt, das Fieber war zurückgegangen, die Eltern konnten aufatmen.

Helen war ihr erstes gemeinsames Kind. Kate Keller war Mitte zwanzig, Arthur Keller Mitte vierzig. Kate war seine zweite Frau und nicht sehr viel älter als seine beiden Söhne aus erster Ehe, James und Simpson.

Dass Helen nichts mehr sah, merkte Kate Keller, als sie das Kind nach der überstandenen Krankheit zum ersten Mal wieder badete. Sie fuhr mit ihr zu einem Augenarzt.

Mit der Gewissheit, dass Helen für immer blind war, kam sie nach Hause zurück. Dort merkte sie, dass Helen auch taub war. Selbst wenn man ihr unmittelbar ins Ohr schrie, wandte sie nicht einmal den Kopf.

In dem Alter, in dem andere Kinder die Welt zu erkunden beginnen, saß Helen, die schon lange bevor sie krank geworden war, laufen gelernt hatte, plötzlich wieder auf dem Schoß der Mutter und klammerte sich fest. Dass es ihr später möglich wurde, sich die Welt, aus der sie ausgeschlossen war, von neuem zu erschließen, nahm vielleicht in dem Augenblick seinen Anfang, in dem sie losließ und sich tastend und schnuppernd erst

durch das Zimmer und später durch Haus und Garten bewegte.

Aber sie ist kein Teil des Ganzen mehr. Sie hat ihren Platz in der Familie verloren. Sie ist allein. Wie ausgestoßen. Auch wenn die Mutter da ist, die Kinderfrau, der Vater, die Brüder, Onkel und Tanten, die Köchin, Mägde und Knechte, auch wenn sie alle da sind, sind sie nicht da. Sie kann sie an ihrem Geruch unterscheiden, doch keinen Blick, kein Wort mit ihnen wechseln. Sie ist immer dabei, wenn Besuch kommt, und immer allein. Alles geht über ihren Kopf hinweg, als wäre sie nicht da. Kein Blick eines andern sagt ihr, dass sie da ist und dass das gut so ist. Sie weiß nichts davon, dass sie für die anderen sehr wohl da ist und ihr Dasein den einen Kummer macht, den anderen lästig ist und manchen sogar unerträglich. Sie ist abgeschnitten von sich und den anderen, ein Phantom, ein Trugbild, etwas, das es nicht wirklich gibt. Sie spürt Sonnenwärme auf der Haut, kennt Regen und Kühle und Kälte, aber sie hat keinen Platz in der Welt.

Sie wächst auf, ohne zu wissen, dass Zeit vergeht. Ohne Richtung, ohne Ziel, ohne irgendein Wohin. Später wird sie sich mit einem Schiff in dichtem Nebel vergleichen. Kein Wohin und nie irgendwo ankommen. Bloß immer Habenwollen. Am liebsten Vanille-Eis. Den Geschmack von Vanille-Eis spürt sie schon auf der Zunge, wenn sie nur daran denkt. Sie entwickelt Zeichen. Kopfschütteln bedeutet *nein*, Nicken *ja*, He-

ranziehen *komm*, Fortstoßen *geh*. Hat sie Lust auf Eis, dreht sie eine imaginäre Eismaschine und schauert zusammen, als fröre sie. Die Welt besteht aus dem, was sie schmecken, fühlen und riechen kann. Den Schinken in der Küche, die eingemachten Gurken, die Kaffeebohnen in der Kaffeemühle. Alles namenlose Gerüche. Nichts hängt mit irgendetwas anderem zusammen. Was sie ertasten kann, ist da, was sie nicht ertasten kann, ist nicht da. »Ich ›dachte‹ und wünschte in meinen Fingern. Hätte ich einen Menschen geschaffen, so würde ich sicherlich Gehirn und Seele in seine Fingerspitzen gelegt haben.«

Sie bewegt sich allein, weg von Mutter und Kinderfrau, scheinbar autonom und ist doch vollkommen abhängig. Alles geschieht plötzlich, unvorhergesehen. Plötzlich fasst sie jemand an, hält sie jemand fest. Plötzlich stößt sie irgendwo an, fällt hin, greift in Ekliges.

Sie weiß nicht, wie ihr geschieht. Sie hat ihre Schürze nass gemacht und breitet sie zum Trocknen vor dem Kaminfeuer im Wohnzimmer aus. Es dauert ihr zu lange. Sie bringt die Schürze näher ans Feuer, die Flammen erfassen ihr Kleid. Sie brennt. Es brüllt aus ihr heraus. Die Kinderfrau hört es. Sie wirft eine Decke über sie. Auch jetzt weiß sie nicht, was ihr geschieht. Nur dass sie fast erstickt.

Haare und Hände sind versengt. Der Schock sitzt so tief, dass sie noch jahrelang davon träumt. Die Träume aus dieser Zeit sind alle Albträume. »Ein Geist scheint

vor meinem Gesicht vorüberzuhuschen ... bringt eine Empfindung von kühler Feuchtigkeit mit sich, wie man sie an einem kühlen Novemberabend am offenen Fenster fühlt. Der Geist macht unmittelbar vor meiner Reichweite Halt und schwankt vorwärts und rückwärts wie ein Geschöpf, das einen Kummer hat. Mein Blut wird kalt, und es ist mir, wie wenn es in meinen Adern gefröre. Ich versuche mich zu bewegen, aber mein Körper ist festgebannt, und ich kann nicht einmal schreien.« Traum und Wachen gehen ineinander über. Sie versteckt sich. »Meine Tante weinte, weil sie mich nicht finden konnte. Aber ich freute mich wie ein kleiner Teufel bei dem Gedanken, dass sie und andere nach mir suchten und dabei großen Lärm machten, den ich mit meinen Füßen wahrnahm. Plötzlich wich die Lust am Unfug einem Gefühl von Unsicherheit und Furcht. Mich fror. Die Luft roch wie Eis und Salz. Ich versuchte davonzulaufen, aber ich verwickelte mich in dem langen Gras und fiel auf mein Gesicht. Ich lag ganz still und fühlte mit meinem ganzen Körper. Nach einer Weile schienen alle meine Sinneswahrnehmungen in meinen Fingern konzentriert zu sein, und ich bemerkte, dass die Grashalme scharf wie Messer waren und meine Hand schmerzhaft verletzten. Ich versuchte vorsichtig aufzustehen, um mich nicht an dem scharfen Gras zu schneiden ... Auf einmal fühlte ich, wie etwas verstohlen heranschlich, absichtlich gerade auf mich zu heranschlich. Ich weiß nicht, wie ich damals diesen

Begriff in mir haben konnte, denn ich hatte noch kein Wort für Absicht. Und doch war es gerade die böse Absicht, die mich erschreckte, nicht das schleichende Tier. Ich hatte keine Angst vor lebenden Geschöpfen. Ich liebte die Hunde meines Vaters, das munter hüpfende Kälblein, die sanften Kühe, die Pferde und Maulesel, die mir Äpfel aus der Hand fraßen, und keins von diesen Tieren hat mir je etwas zu Leide getan. Ich lag auf der Erde und wartete in atemlosen Entsetzen darauf, dass das Tier heranspringen und seine langen Krallen in mein Fleisch schlagen würde. Ich dachte, sie werden sich anfühlen wie die Klauen eines Truthahns. Plötzlich berührte etwas Warmes und Feuchtes mein Gesicht. Ich schrie auf, schlug wie rasend um mich und erwachte.«

Traum und Wachen gingen ineinander über. Helen schlug um sich, wenn sie schlief, und sie schlug um sich, wenn sie wach war. Nur so konnte sie aus sich herausgehen.

Egal was war, morgens beim Anziehen, abends beim Ausziehen, sie schlug um sich, trat um sich, tobte, wann immer sie etwas wollte oder nicht wollte.

Sie trat nach allem, was ihr im Weg war, stieß weg, woran sie sich stieß. Im Hause Keller ging so manches zu Bruch. Später sagte sie, in jener Zeit sei sie »ein wildes, zerstörerisches kleines Tier« gewesen.

Niemand strafte sie. Sie rannte auch mit ihrer Wut ins Leere. Sie kam nicht an. Irgendwann hatte sie entdeckt, dass die anderen sich nicht wie sie durch Zeichen

verständigten, sondern etwas mit dem Mund und den Händen machten. Sie verstand nicht, was das war, und stellte sich immer mal wieder zwischen zwei, die sich miteinander unterhielten, berührte ihre Lippen und fuchtelte mit den Händen und geriet jedes Mal von neuem außer sich, wenn sie nicht ankam, schlug um sich und tobte und stieß das schauerliche Gebrüll aus, das alle Ohren im Haus quälte, nur ihre eigenen nicht. Sie hatte ein unbändiges Verlangen, zu verstehen und verstanden zu werden, und sie hatte eine unbändige Kraft. Eine Kraft, mit der sie nichts anfangen konnte und die ihren Ausdruck nur in Wutanfällen fand. An das Gefühl der Wut konnte sie sich später nicht mehr erinnern, nur an die körperliche Empfindung beim Schlagen und Treten. Sie war nicht nur von den anderen abgeschnitten, sondern auch von sich selber. Wenn sie weinte, fühlte sie den Kummer nicht, nur die über die Wangen laufenden Tränen, einem Menschen gleich, der von drinnen zusieht, wie draußen der Regen über die Scheibe rinnt.

Plötzlich saß jemand auf dem Schoß ihrer Mutter. Sie wusste nicht, dass das Wesen, das ihren Platz eingenommen hatte, Mildred hieß und ihre Schwester war. Sie wusste nicht, dass sie selber fünf Jahre alt war, sie wusste überhaupt nicht, dass es Jahre gibt. Alles war Jetzt. Gewiss hatten ihre Hände zuvor den Bauch der Mutter ertastet und die verwirrende Veränderung wahrgenom-

men. Sie musste es hinnehmen wie alles andere, für das es keine Erklärung gab.

Plötzlich lag das Baby in der Wiege, die Helen für ihre Puppe benutzt hatte. Sie kippte die Wiege um. Das Baby flog hinaus. Die Mutter fing es auf. Und musste sich fragen, was gewesen wäre, wenn ... Und musste ihr eigenes Kind fürchten. Und fragte sich nicht zum ersten Mal, ob die Krankheit auch sein Gehirn geschädigt hatte. Einer ihrer Brüder erklärte Helen für schwachsinnig und meinte, sie müsse aus dem Haus, in ein Heim. Hier war ein *Mädchen*, das tobte und die Familie tyrannisierte und doch schon so alt war, dass es hätte gelernt haben müssen, sich willig und mit Charme zu fügen. Wir befinden uns im Jahre 1885 in Alabama, und es steht außer Frage, wie ein Mädchen zu sein hat. Zweifel können sich kaum verbreiten. Es gibt kein Fernsehen und kein Radio, nicht einmal Elektrizität.

Helen kennt den Geruch der Kerosinlampen, die abends angezündet werden, aber sie weiß noch nicht, dass sie Licht verbreiten. Sie ist körperlich gesund. Seit der Krankheit, die sie blind und taub gemacht hat, war sie nicht einen Tag krank. Sie ist gesund und stark und tobt gegen die unsichtbaren Mauern an, die sie umschließen. Ein Mensch mit weniger Kraft hätte längst aufgegeben, wäre dumpf und stumpfsinnig geworden.

Helen gab nicht auf, sondern hämmerte in immer neuen Wutanfällen gegen die verschlossene Tür. Nachdem sie irgendwann die Bedeutung von Schlüsseln be-